

Eine Anarchistenverlamlung bei den Gänglern der andalusischen Berge.

Mit Genehmigung aus: „Sonnetage“, Reisebilder aus Andalusien von W. Andersen Regö. Die revolutionäre Bewegung in Spanien beschäftigt augenblicklich die ganze Welt. Der Tod des Freiheitsmannes Ferrer hat die ungeheuersten Protestkundgebungen hervorgerufen, wie sie das alte Europa lange nicht mehr gesehen hat, und noch ist der Bewegung kein Ende abzusehen. Der Sturz Mauras wird noch weitere Folgen haben. Der Krieg Spaniens in Marokko wird ebenfalls mit größtem Interesse verfolgt. Wie leicht kann auch bei ein Kunde ins Pulverfaß fliegen und einen Brand entfachen, der über den europäischen Horizont leuchten würde. Ueberall also Spanien und wieder Spanien. Und doch, wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir zugeben, daß wir über das merkwürdige, vielen Nordeuropäern noch immer unbehagliche und unverständliche Volk recht herzlich wenig wissen, nicht mehr als was wir aus einigen oft recht fragwürdigen, gelegentlichen Reisebeschreibungen und täglichen Zeitungsberichten im Wochenblatt bekamen haben, und das ist wenig und unzureichend genug. Zur rechten Zeit erscheint jetzt ein Buch eines merkwürdigen Dänen, W. Andersen Regö, betitelt „Sonnetage“, Reisebilder aus Andalusien. Es füllt wirklich eine Lücke in unserer Literatur. Regö ist jahrelang in Spanien gewandert mit magerer Börse, aber vollem Herzen und klarem Verstand. Er ist an das ungeschickliche spanische Volk so nahe herangekommen wie vor ihm wohl selten ein Fremder. In glänzendem Stile schreibt er seine Bilder, packend wie spannende Erzählungen, und doch fühlen wir, daß sie durch und durch echt sind; so ein Buch ist unendlich wertvoller als der größte Teil unserer heutigen Unterhaltungsliteratur. Wenn je ein Werk geeignet ist, das Widerstreben bequemer Leser gegen anore Letztüre als reine Belletristik zu überwinden, so sind es die Andersen Regöschen Reisebilder. Von lebhaftestem Interesse ist auch der Lebensgang Regös. Als Sohn eines Steinlopfers in den traurigsten Verhältnissen in Kopenhagen aufgewachsen bei mühseligster Proletariatarbeit, hat er sich vom Schuhmacherlehrling und Bauernknecht zum Berufe eines Lehrers durchgerungen. Heute ist er ein gefeierter dänischer Schriftsteller, dem eine große Zukunft prophezeit wird. Wir greifen aus dem schönen Buche einen gerade heute hochaktuellen Abschnitt heraus.

Wir sind zu Fuß auf dem Wege nach Granada. Gerade unter uns liegt die große Vega, sechs Meilen im Durchmesser, ganz von Bergen umringt, und am entgegengesetzten Rande der Ebene erscheint Granada als ein grauer Fleck an der Berglehne. Wir folgen dem Bogen des Gebirges und behalten die Ebene zu rechter Hand.

Es ist Nachmittag geworden. Wir sind wohl die Hälfte des Weges gegangen und steigen von den Bergen hinab an den Saum der Vega, um den Rest des Weges nach Granada mit der Bahn zu machen. Auf der Station begegnen wir einem Bekannten aus Sevilla, Don Luis, einem der Führer der südspanischen Revolu-

tionären Partei. Der schöne, aber allzu feignete Momo, der von Gold, Diamanten und Wohlgepflegtheit strahlt, tritt zu den Armen der Berge, um für den Gesellschaftsdummsturz zu agitieren; und er schlägt uns vor, bis zu dem Dorfe Z., wo ein Ableger der Föderation acbildet werden soll, mitzufahren.

Bei der Station hält ein zweirädriger Karren, um ihn zu holen, und wir rumpeln wieder die Berge hinan, gezogen von einem anatomischen Skelett, das nach der Behauptung des Aufsehers ein Maultier sein soll. Ein wenig später bestatigt das Tier dies selbst durch einen Koileranfall; es bleibt mitten auf einem steilen Aufstieg stehen, geht zurück und versucht uns in den Abgrund zu stürzen. Wir retten uns und das Tier, indem wir uns aus dem Wagen werfen und die Räder festhalten. Es hat den Anschein, als seien die Bergbewohner an diese Art Unterbrechung gewöhnt, denn schon im nächsten Augenblick sitzen der Aufseher und sein Begleiter wieder auf dem Vorderbrett und bitten uns einzusteigen.

Kurz vor dem Dorfe nehmen uns zwei Häuser in Empfang. Es sind ausgeprägt andalusische Weibergsbauern, mager und glattrasiert, leichtfüßig, mit breitemcompigen Hüte, Schärpe und Reßstiefeln. Der Ältere heißt Pedro R. und ist Vorstand der Erbarbeiterorganisation des Dorfes; er ist 55 Jahre alt, hoch und kräftig und hat ein großes Antlitz mit unveränderlich ruhigen Zügen — er erinnert an einen Weisjäten. Der andere, Alfonso M., ist Leiter des revolutionären Agitationskomitees. Er ist 38 Jahre alt, schwächlich, läuft mehr als er geht und hat ein kindliches Zerknirschungsgesicht mit schwächerischen Augen. Die etwas eingefallenen Schläfen und Sackentknoschen deuten auf Fanatismus, und Don Louis flüster mir zu, er sei ein fanatischer Anarchist.

Das Dorf Z. hängt mitten auf der Südseite des Berges. Es besteht aus Hütten, die an die Berglehne gefleht scheinen, hat 25000 Einwohner, fünf Priester und keinen Schullehrer. Wie die meisten größeren andalusischen Dörfer hat es elektrisches Licht, das durch Wasserkraft erzeugt wird. Dieser Fortschritt ist ein Kind des allgroßen Rüstungsganges, denn ein Liter Petroleum kostet infolge des ungeheuren Postes auf alle Bedürfnisartikel einen Frank — viermal soviel wie bei uns daheim. Aber die Elektrizität ist nicht bis in die Häuser gedrungen. Hier sieht man immer noch und tappt umher nach dem Schein eines Leuchtendes, der mühsam mit Feuerstraß und Funder angezündet wird — weil der Staat fünf Millionen jährliche Steuern allein von Zündhölzchen erheben will. Ganz eigentümlich wirkt es, einen Menschen eine ganze Viertelstunde sehen und den Feuerstahl auf den Flintstein hämmern zu sehen, um seine Zigarette anzuzünden, direkt unter der selbstzündenden Glühlampe. Es gibt keinen Bürgerstand in dieser Stadt; die ganze Bevölkerung lebt von der Erde, die große Mehrzahl als Tagelöhner. Wer es gibt hier einen Stand, der sonst in Andalusien nicht anzutreffen ist — bodenbesitzende Häuser. Mit dreien von ihnen haben wir schon Bekanntschaft gemacht, und oben im Dorfe erwarten uns noch andere und begleiten uns zur Schenke, wo für uns aufgetischt ist: Schweinefleisch und Tomaten, Spiegeleier mit Speckkrusten dazu.

Ein deutlicher Unterschied besteht jedoch zwischen diesen Häusern und den übrigen Dorfbewohnern. Sie sind das bewußte revolutionäre Element und halten zusammen. Die Vertraulichkeit, mit der sie untereinander verkehren, und die langen, kalten Blicke, die die übrigen Ein-

wohner ihnen nachsahen, als sie gruppenweise die Straße hinabzogen, deuten darauf hin, daß sie eine eigene Kaste innerhalb der kleinen Gesellschaft bilden, daß man sie teils mit Mißgunst betrachtete, teils — in dem Glauben, daß sie in ihren Berghöhlen Höfen versteckt hielten — sich von ihnen zurückzog, um nicht in irgend welche Mißheftigkeiten verwickelt zu werden. Sie haben sogar eine Abendsschule gebildet, wo ihre Kinder und heranwachsenden jungen Leute Lesen und Schreiben lernen können, während die andern sich mit dem mündlichen Religionsunterricht der Geistlichen begnügen müssen; auch die meisten der Älteren haben Lesen gelernt. Sie besitzen einen Zeitungsklub, der anarchische und sozialistische Blätter hält, haben sich mehr oder minder von der Kirche losgesagt, und einzelne unter ihnen, wie Alfonso M., liegen mit ihr in offenem Kriege. Dieser friedliche Mensch wird rasend, sobald er bloß an einen Geistlichen denkt; all das Unrecht, das die Priester durch die Darniederhaltung des spanischen Volkes verübt, scheint sich auf den Grund seiner Seele geschlagen zu haben als ein Haß, der so stark ist, daß er ihn konsequent macht. Er sagt nicht den gewöhnlichen spanischen Gruß: God mit Gott!, sondern: God in Gesundheit!, und wenn er dem Sakrament begegnet, so unterzieht er sich lieber einer Strafe, als daß er das Haupt entblöße.

Wie naive sie sind, diese Menschen, wie gedankenlos und unerschrocken! Sie rechnen darauf — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — in der Provinz Granada 50000 Mann auf die Beine bringen zu können; allein sie meinen, 2000 Gewehre seien genug, um die Provinz zu erobern. Man sammelt zu diesem Zwecke fleißig Waffen, und Don Louis erzählt mit geheimnisvoller Miene, er habe sich bereits in den Besitz von 500 Mausergewehren gesetzt, die in einer alten Hütte in Granada versteckt lägen. An dem Tage, wo es losgehen soll, läßt er alle Garnisonsoffiziere Granadas zur Abendgesellschaft bei sich ein, schießt bei dem verabschiedeten Glöckchenschlag die Türen und sagt: „Meine Herren, das Land ist in den Händen der Revolutionäre, Sie sind meine Gefangenen!“ Die Häuser lauschen ihm mit funkelnden Augen; sie durchschauen seine Phrasen nicht, und vielleicht tut er es selbst nicht einmal. Und mir, den sie zum erstenmal sehen, zeigen sie die weitgestreckten Berghöhlen hinter dem Dorfe, die ihre Waffen enthalten und ihre Aufsuchtsstätte sein sollen, wenn es schicksalhaft.

Sie erwähnen diese Möglichkeit so leichtgläubig, als sei das Ganze ein Spaß; aber es ist bitterer Ernst. Spanien ist mit Revolutionen nicht unbedarft, kein anderes europäisches Land hat auch nur annäherungsweise so viele aufzuweisen. Die Nation ist mit dieser Lösung vor Augen aufgewachsen, und es stimmt mit ihrem Temperament überein, die plötzliche Umwälzung der langsamem Entwicklung vorzuziehen, die sie gar nicht festzuhalten fähig wären. Kamentlich der Andalusier entbehrt des konsequenten Vorausbildes, der passive Ausdauer verleiht; er begreift nicht, wozu es nützen soll, zu agitieren und zu stimmen und auf jenen fernem Tage zu hoffen, wo seiner Partei die Majorität in der Regierung werden kann. Er fühlt bloß das Verzweifelte in dem gegenwärtigen Zustand und will ihm so rasch als möglich ein Ende machen — der Revolutionsdrang liegt ihm im Blute wie ein beständiges Fieber. Jeden Tag gibt es da oder dort Tumulte, ein paar Mann werden niedergeschossen, vielleicht auch einige Frauen und

„Ja ja, ich weiß.“ Er streichelte ihre blasse Wange. „It aber besser, Du tuft mir den Willen. Mit dieser Unruhe schlafe ich doch nicht. Ich rauche lieber noch mit Eberhard eine beruhigungs-Zigarette. Gute Nacht, Kind, Der Junge löst Dich sofort ab, verstanden?“

„Du weihst, Herr Oberst,“ sie lächelte und wäre ihm doch beinahe weinend um den Hals gefallen, so ängstlich und wunderbar wurde ihr zu Mut. Sie mühsam beherrschend eilte sie hinaus.

Sie fand den Bruder in seinem Zimmer vor einer eben angezündeten Kerze am Tisch sitzen und mit leeren Augen in die Flamme starren. Die daneben stehende noch lichtlose Lampe schien er gar nicht zu sehen. Er schaute zum Erbarmen aus. Was, verdirbt, wie einer, der in ein schreckhaftes Orgonenhaupt geblickt. Die feste Zuversicht seiner hellen Augen wie ausgelöscht. Zwischen den Brauen eine tiefe, faste schmerzlichen Nachdenklichkeit. Die rührte Marion besonders. Bis dahin hatte sie in seinem lächelnden freischen Gesicht ja nur die heitere selbstverständliche Lebensfreude, die sorglose Genüßfähigkeit gesehen. Aber sie durfte jetzt nicht nach der Ursache dieser traurigen Veränderung fragen. In aller Hast rührte sie ihren Auftrag aus, indem sie den Bruder bringend bat, dem Vater die Vorgänge des Abends einzuweilen zu verschweigen.

„Ja, ja“, versetzte Eberhard ungeduldig, „aber wissen muß es doch einmal. Da ist morgen nicht besser wie heute. Älteren wird’s ihn gleichviel, das kann ich nicht ändern.“

Nun glitt doch über Marions Lippen die bestürzte Frage: „Mein Gott, was ist denn nur geschehen?“

„Eigentlich was Wundervolles. Ein hoher Preis fiel mir zu, der mich ja felig macht. Aber auch meine Medaille hat eine Rehrseite —“ Er senkte, fuhr sich ratlos über das blickte kurz verschmitzene Geant und starrte wieder trübsummig in die Kerzenglamme.

„Wird’s bald, Eberhard?“ rief der Oberst scharf herüber. „Sofort, Papa!“ gab er zurück. Dann raunte er eilends der Schwester zu: „Frída hat mein Wort. Tante hingegen will mir den schwindelartigen Akt“, die Bella, an den Hals hängen, sonst — Du verstehst.“

„O, Gott, was wird daraus? Sag’s ihm nicht, — nicht gleich“, sagte Marion mit erhobenen Händen. Fortsetzung folgt.

„So hätte er Dir doch auf der Rückfahrt das große Geheimnis verraten können. Ihr heutige Generation seid mitunter komisches Volk. Deine Mutter und ich waren allezeit ein Herz und eine Seele. Geheimnisträumerei zwischen uns haben wir nie gelannt.“

Er sprach sehr erregt. Seine Hände zitterten so, daß Marion sich zu ängstigen begann. Um ihn nur zu beruhigen, griff sie zur Notulage. „Da war ja Eberhard mit uns, Papa. Solche Erdörterungen vor einem dritten, sei es selbst der Bruder, wären uns doch peinlich gewesen. Sonst verstehen wir uns recht gut, Papachen, und morgen wird sich alles zu Deiner Zufriedenheit aufklären.“

„Wo ist denn nun der Junge, er hätte doch mit hereinkommen können. Kufe ihn mal her, Kind.“

Marion wurde rot vor Verlegenheit und Scham. Da hatte sie sich schon verhaspelt und mußte dennoch ihr Hügenscheube weiter spinnen. „Er ging gleich wieder fort, hatte noch eine Verabredung mit Kameraden. Es ist ja noch nicht spät“, sagte sie hastig.

„Wahrhaftig kaum zehn. Wie früh ihr aufgebrochen seid und Tante sitzt sonst gern die halben Nächte auf. Höre Marion, Du kommst mir überhaupt sonderbar vor. Ist etwas vorgefallen?“

„Bewahre, Eberhard wird es Dir morgen bestatigen. Geh jetzt schlafen, Väterchen. Darf ich Dir noch Deine Troopfen geben?“

„Gib her. Hast recht, Kleine, — morgen ist auch noch ein Tag.“

Er stand schmerzfüllig auf, um in sein Schlafzimmer zu gehen. „Dies verdammte Rheuma, ich kann ja kaum die Füße heben.“ murmelte er dabei.

Marion trat schnell herzu, ihn mit ihrer jungen Kraft zu stützen. Mächtig blieb er aufhorchend stehen. „Da scheint ja Eberhard wieder zurück. Selbstam, seine Verabredungen pflegen sich nicht in einer halben Stunde zu erledigen. Eignen sonst bis zum hellen Morgen zusammen. Schick ihn nun doch gleich zu mir, Marion.“

„Bist doch, Väterchen. Sprich ihn morgen früh, geh’ lieber schlafen.“ bat sie mit nodendem Perzschlag. „Kreuzdonnerwetter, bin ich denn ein kleines Kind, das man beliebig ins Bett steckt?“ fuhr er se an.

„Ich denk’ ja nur an Dein Bestehen,“ stammelste sie, jeht schmebecklich im Gesicht.

Dornenwege.

Roman von C. Dressel.

8] Dennoch mußte sie zu ihm gehen. Unmöglich, irgend eine Behinderung vorzuschützen. Seine Wünsche waren den Kindern nun einmal Befehle. Ihre leise Hoffnung, er werde sie vielleicht nur einer äztlichen Verordnung wegen sprechen, irgend einen Krankendienst von ihr verlangen wollen, war eine nichtige. Der Oberst, welcher eine wollenen Dede über den Knien, aufrecht in einem Lehnstuhl saß, rief sofort entgegen: „Es läßt mir keine Ruhe, Du mußt gleich noch erzählen, wie Tante Dina Eure Neuigkeit aufnahm. Wird sie Dir die versprochenen goldenen Berge nun nahe rücken?“ Zunächst sah Marion den Vater genauer an. Die erhöhte Färbung seines Gesichtes ein flackernder Glanz der Augen fiel ihr auf und ebenso die hastige Sprechweise, die sonst nicht seine Art war.

„Er ist ganz fieberhaft,“ sagte sie sich besorgt, „ich darf ihn keinesfalls aufregen.“

Dennoch antwortete sie möglichst unbedungen: „Väterchen, davon konnten wir nicht reden, Bella war nämlich da.“

„Nun, vor der braucht ihr Euch nicht zu genieren, und Tante ist ja sonst auch nicht so zartbesaitet,“ meinte er argwöhnisch.

„Günters Ernennung kam natürlich zur Sprache. Tante schien erfreut und hat ihm darnach in ihrem Privatzimmer noch besonders gratuliert.“

„Was sagte sie denn? Sei doch nicht so zugedämpft. Nachdem ich Euch den Grund gelegt, möchte ich doch wissen, wie sie darauf weiter baut. Kind, Deine Zukunft liegt mir wahrhaftig am Herzen. Und besonders heut Abend, wie ich hier so allein mit meinen Gedanken saß und mich aufrichtig recht elend fühlte, stieg eine Unruhe, eine Sorge in mir auf —“

„Lieber Vater, Du brauchst Dich wirklich nicht um mich zu sorgen, es wird alles in Ordnung sein, so wie Du es von Tante erwartest. Günter strahlte, als er aus ihrem Zimmer kam, aber vor Bella, die ja ihm ganz fremd ist, konnte er doch nicht gut zu mir darüber sprechen.“

„Und Dir selber sagte Tante Dina gar nichts.“

„Na, Du weißt ja, sie ist ein bißchen sonderbar. Günter ist ihr wohl die Hauptperson von uns beiden.“



Wir führen Wissen.